No 412.

Über den

Epictet

und

seine Lampe,

von

J. J. Sucro.

Brandenburg,
bey J. W. Halle und J. S. Halle,
1759.

FABRICIVS

Biblioth. Graec. lib. IIII. cap. VII. §. I.

Arrianus teſtatur, tantam fuiſſe dictis eius vim, tantam efficaciam, vt auditores ſuos quocumque vellet, permoueret. Quamobrem homines, qui illis non adficiuntur, Simplicio viſi ſunt, vix ac ne vix quidem apud inferos corrigi poſſe et emendari. Origenis certe iudicio, ipſum Platonem antecelluit Epictetus - - - - -

Das Schicksal der Weltweisen ist sich fast in allen Jahrhunderten gleich gewesen. Das ist: Man hat ihre Verdienste selten erkannt, und noch seltner belohnt. Wenn sie in den finstern Zeiten, wo Dunkelheit und Irrthum die Erde deckte, auftraten, und die Wahrheit ohne Wolken, in ihrem reinen und heitern Lichte, dem Menschen zeigten; so verblendeten sie ihm die Augen; so führten sie ihn einer Gottheit zu, deren Glanz er nicht vertragen konnte, weil er

desselben nicht gewohnt war. Er wandte seine Augen von ihr weg, und sahe die als seine Feinde an, die ihn da mit offnen Augen wollten sehen lehren, wo er nicht anders als mit Schmerzen sie öffnen konnte. Er war ein Blinder, dem man den Staar sticht, und den man gleich nach erhaltnem Gesicht in die mittägliche Sonne sehen läßt. Aus dieser Ursach wurden Epictet, Sokrates und sein Schüler Anaxagoras philosophische Märtyrer. Sie lebten alle zu einer Zeit, wo die Welt noch nicht genug zubereitet zu dem Lichte zu seyn schien, das sie ihr anzünden sollten. Ihre Stralen fielen ihr zu stark in die Augen. Sie schloß sie zu, und hüllte sich wieder in die Decke des Irrthums und der Unwissenheit ein, unter der sie sich weit ruhiger und vergnügter zu seyn glaubte. Ein Licht bey einer dunklen und undurchsichtlichen Nacht fällt weit stärker in die Augen, als eins, das bey dem Scheine mehrerer leuchtender Körper an-

angezündet wird. Wir sehen bey dem Glanze der Sonne die Sterne nicht; aber des Nachts sind sie sichtbar. Die Weltweisen des Alterthums, die in den Finsternissen des Irrthums, der Unwissenheit und des Aberglaubens zuerst das Licht der Wahrheit leuchten ließen, fielen sehr stark ins Gesicht, sie wurden bemerkt. Und man hielt ihre Bemühungen fast für eben so anzüglich und beleidigend für das menschliche Geschlecht, als den Einfall des Diogenes, da er mit der Laterne bey hellem Tage Menschen suchte*. Ein jedes Weltalter hat von sich vortheilhaft gedacht. Auch das rauheste und finsterste hat seine Nächte für helle Tage angesehen. Denn es lebten in allen Jahrhunderten Leute, die ihren Vortheil davon hatten, daß sie Finsterniß Licht und Licht Finsterniß nannten. Es ist daher ganz natürlich, daß alle diejenigen sich Neid und Unwillen zugezogen

 haben,

* Diogen. Laert. lib. VI.

haben, die es ihren Mitbürgern gesagt, daß sie sich in einem dunklen und unaufgeklärten Jahrhundert befunden. Aber wir wollen es den Feinden der Weltweisheit, die sie bey ihrer Geburt und bey ihrem Entstehen gehabt hat, vergeben, daß sie sich wider sie empöret. Die finstern Zeiten, darinn sie gelebt, sollen sie entschuldigen. Sie erblickten die Wahrheit, die sie verkennen gelernt, und glaubten ein Gespenst zu sehen, vor dem sie sich zu fürchten Ursach hätten. Zu der Zeit, da der Bischof zu Salzburg Virgilius Antipoden glaubte, war es ganz natürlich, daß er als ein gottloser Ketzer auf Leib und Leben angeklagt wurde. Es war ganz natürlich, daß Harveus Widerspruch und Feinde erhielt, da er von dem Umlauf des Geblüts unter Leuten sprach, die eben so wenig ihren Körper, als ihre Seele kannten.

Je weiter wir uns aber von der Wiege der Weltweisheit entfernen, je unnatürlicher

licher ist es, und je schwerer läßt es sich begreifen, daß sie Feinde unter Menschen haben kann, denen sie so viele Vortheile verschafft hat. Je näher wir den aufgeklärten Zeiten treten, da durch die Bemühungen wahrhafter Weltweisen die Finsternisse des Irrthums und der Unwissenheit vertrieben worden, je mehr leidet die Ehre der Menschen, und je nachtheiliger wird ihnen das Schicksal, das harte und unverschuldete Schicksal, das die Weltweisheit unter ihnen auszustehen hat. Man sieht die Verdienste großer Weltweisen vor Augen, man macht sich ihrer Entdeckungen und Erfindungen zu nutze; man sammlet täglich die reichsten Früchte von ihren Bemühungen ein, und man verfolgt sie, man unterdrückt sie. Man läßt ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren: man ernährt tausend Müßiggänger, und ihnen versagt man das Brot, das sie verdienen, und das sie mit dem reichsten Wucher uns

wiedergeben würden. Ist es eine Erdichtung, oder ist es wirklich geschehen, daß Anaxagoras, der den Perikles zu einem großen Manne gebildet, von ihm so hat können vergessen werden, daß er vor Hunger sterben müssen? Ist es wirklich wahr, daß er Oel auf die Lampe zu gießen vergessen, die er so vortheilhaft gebraucht, und bey deren Scheine er so helle sehen gelernt? Ist es eine Erdichtung gewesen, so hat sie der Undank der Menschen, so hat sie ihre Unempfindlichkeit gegen Verdienste zu einer wahren Geschichte gemacht. Wie weitläuftig würde das Verzeichniß von Weltweisen werden, die man verjagt, verbannt, verfolgt und für Ungeheuer erklärt, die der Erdboden zu tragen noch viel zu gütig zu seyn schien? Wie klein würde die Zahl derer werden, denen ihre Verdienste nach Würden vergolten worden, und denen man bey ihrem Leben das Vergnügen gegönnet, die Früchte ihres Schweißes zu

ge-

genießen? Gegen einen Friedrich, der selbst Philosoph, selbst Kenner und Freund der Wahrheit, die verlassene und verstoßene Weisheit unter seinen Schutz nimt, sie erhebt und belohnet, giebt es hundert Domitiane und Nerone, die sie aus ihren Staaten verbannen, und von sich in die Wildniß verweisen. Es ist wahr, man kann von diesem außerordentlichen Phänomen in der Geisterwelt verschiedne Ursachen angeben. Unwissenheit, Erziehung, Vorurtheile, Neid und Mißgunst sind gewöhnliche Quellen der Feindschaft und des Hasses gegen die Verdienste der Weltweisen. Allein diese Ursachen sind zu allgemein. Man muß die nächsten Triefedern von den Handlungen der Menschen in den Zeiten suchen, darinn sie gelebt, das ist, in ihrer Geschichte. Diese entdeckt uns die Umstände, wodurch sie zu diesem oder jenem Verhalten angetrieben worden. Warum blühte in Griechenland zu den Zeiten der

ersten Ptolemäen die Weltweisheit? Sie erhielt von der Großmuth dieser Prinzen Schutz und Zuflucht. Sie erbauten ihr Tempel und Altäre. Alexandria ist ein Beweis davon. Warum verfiel sie nachher? Einer von ihren Nachfolgern zerstörte ihren Tempel*. Warum fand die Weltweisheit des Zeno unter der Regierung des Tiberius so viel Beyfall in Rom? Die Grausamkeit dieses Prinzen flößte den unglücklichen Römern ganz natürlich einen Geschmack an einer Weltweisheit ein, die sie gegen ihr Unglück unempfindlich zu machen versprach. Warum konnte man zu den Zeiten Domitianus den Weltweisen nur noch an seinem Barte und seiner Kleidung erkennen**? Weil unter dieser Regierung die guten Sitten, welche allemal mit der Ehre der Weltweisheit un-

* Juvenel Geschichte der schönen und andern Wissenschaften, T. I. p. 182.

** Aul. Gellii Noct. Attic. lib. 9. c. 2.

unzertrennlich verbunden sind, zu Grabe gingen.

Wir wollen es also versuchen, ob wir in der Geschichte unsrer Zeiten die Gründe von dem Schicksal antreffen können, das die Weltweisheit auch noch in unsren Tagen zu erdulden hat. Woher rührt der Haß, die Feindschaft, die noch itzt viele Menschen gegen die Bemühungen und gegen das Glück der Weltweisen entrüstet? Was erweckt diesen Grimm in ihren Herzen, was giebt die Materie zu diesem Feuer her? Ich muß, ehe ich meinen Lesern diese Frage beantworte, zuvor mit ihnen eine Reise nach Japan thun. Als Franciscus Xaverius in diesem großen Lande, das gegen Morgen in China liegt, die christliche Religion predigte, so fand er keinen größeren und gefährlicheren Widerstand, als bey einer gewissen Art von Menschen, welche Bonzen * genennt werden.

Diese

* Bayle histor. kritisches Wörterbuch, P. II. p. 880.

Diese Leute leben von der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Japaner. Sie sind ihre Orakel. Sie bestimmen ihnen die Anzahl der Götter, die sie anbethen, und der Tugenden, die sie ausüben sollen. Die Weltweisheit war in ihren Händen, und blieb eben so wie in Aegypten in den Händen der Priester ein Geheimniß, das man nicht allen offenbarte. War es also wol zu verwundern, daß die Bonzen sich wider die Ausbreitung des Christenthums setzten, daß sie sich wider eine Lehre empörten, bey deren Lichte ihre Betrügereyen nothwendig verrathen und auch den blödesten Augen sichtbar werden mußten? Im geringsten nicht. Es war ganz natürlich, daß sie alles, was ihnen nur die geringste Hülfe zu versprechen schien, aufbothen, um einem Ungewitter zu entgehn, das den Grund ihres Glücks und ihrer Ehre gänzlich über den Haufen zu werfen schien. Sie machten aus ihrem eignen Interesse

das Interesse des Staats. Sie riefen den weltlichen Arm zu Hülfe. Und wenn sie in den Unterredungen mit den christlichen Priestern nicht auskommen konnten, so wußten sie die Könige und das Volk durch allerhand Kunstgriffe dahin zu bringen, daß sie durch das Schwert den Fortgang einer Religion hinderten, die sie durch Gründe und durch Beweise nicht zu Boden stürzen konnten. Die Grausamkeit der Bonzen hat das Verzeichniß der christlichen Märtyrer ungemein vergrößert.

Wie wenn es dergleichen Menschen auch unter uns gäbe, wie wenn wir unter uns, in dem Schooße des Christenthums Leute hätten, die, wo nicht den Namen der Bonzen, doch wenigstens ihre Denkungsart angenommen hätten, würden wir uns denn noch wol wundern, daß die Weltweisheit von diesen Menschen eben das Schicksal zu erwarten hat, welches

die

die christliche Religion in Japan von den Bonzen hat ausstehen müssen? Haben nicht das Christenthum und die Weltweisheit hierinn einerley Absicht, daß sie beyde den Aberglauben zu stürzen suchen? Wenn es also unter den Christen Bonzen gäbe, so würden sie gegen die Weltweisheit sich eben so verhalten müssen, wie die Bonzen in Japan sich gegen das Christenthum verhalten haben, das ist, sie würden sich wider sie erklären, und ihren Fortgang auf alle mögliche Weise hindern müssen. Ich bin weit entfernt, die Ursach von dem Daseyn der christlichen Bonzen in dem Christenthume selbst zu suchen. Ich habe mich schon erklärt, daß die christliche Religion eine Feindinn des Aberglaubens sey. Wenn ihre Anhänger, wenn ihre Bekenner abergläubisch denken, so denken sie am wenigsten ihren Grundsätzen gemäß. Es ist also gewiß, daß wir keine Bonzen unter den Christen haben würden, wenn

die christliche Religion noch in ihrer ersten Lauterkeit und unverfälschten Einfalt erkannt und geübt würde. Allein, die christliche Religion würde sich nicht Menschen, sondern lauter Göttern haben offenbaren und mittheilen müssen, wenn sie von allen Misbräuchen, Verdrehungen und Zusätzen hätte frey bleiben wollen. Es giebt also christliche Bonzen, das ist, Leute, welche aus der Religion ein bloßes Handwerk machen, die ihr unzählige abergläubische Träumereyen an die Seite setzen, die ihre Lehrsätze verdrehen, und die Unwissenheit des größten Haufens als eine der besten Pfründen ansehen, die ihnen zu Theil werden können.

Die Weltweisheit hat der christlichen Religion ihre Wiederherstellung, ihre Ehre und ihren Flor unter den Menschen zu danken. Sie sind beyde Schwestern. Es ist billig, daß die Weltweisheit aus Dankbarkeit gegen die christliche Religion für

ihre Ehre und für ihr Ansehn sorge. Es ist ihre Pflicht, die Menschen vor den Betrügereyen der Bonzen zu warnen, unter deren Händen die Religion ein Mittel werden soll, dem Aberglauben und der gröbsten Unwissenheit wieder auf den Thron zu verhelfen. Diese Pflicht der Weltweisheit ist eine Art der Aufsicht, welche sie zur Ehre der christlichen Religion über diejenigen führet, die das Recht haben wollen, sich mit ihren Geheimnissen zu beschäftigen. Sie sieht dahin, daß ihre heiligen und unveränderlichen Lehren nicht verfälscht, nicht von Leuten verdreht werden, die sie dem Menschen mehr unter dem Bilde einer tyrannischen Gebieterinn, als unter dem Charakter einer zärtlichen Mutter vorstellen würden. Hier ist der Ursprung der Bonzen unter den Christen, und zugleich die Quelle aller der Verfolgungen, die die Weltweisheit betroffen haben. Was ist natürlicher, als daß Leute, die von dem Misbrauche der

Religion leben, und die ihre Ehre und ihr Ansehn auf Aberglauben und Unwissenheit erbauen müssen, sich wider diejenigen erklären, die dreist genug sind, es der Welt zu sagen, daß sie von ihnen betrogen wird. Man greift den Menschen allemal bey der empfindlichsten Seite an, wenn man ihn bey dem angreift, was sein Leben und seine Ehre betrifft. Ich will diese Betrachtungen mit drey Anmerkungen schließen.

Erstlich: Die Widerwärtigkeiten, die Verfolgungen der Weltweisen, die sie haben ausstehen müssen, sind gemeiniglich von Leuten erregt worden, die unter dem Deckmantel der Religion ihren eignen Vortheilen, ihrer Rache und zugleich ihrem Aberglauben und ihrer Unwissenheit den äußerlichen Anstrich des Eifers für die Ehre Gottes zu geben gesucht haben. Man hat sie von der Seite der Religion angegriffen. Man hat sie zu Atheisten, Naturalisten, und Gott weis wozu, gemacht. Bayle,

Grotius und Wolf haben am meisten von diesen verlarvten Menschen leiden müssen, und vieleicht wäre ihre Liebe und ihr Ansehn allgemein gewesen, wenn die Welt frey von dieser verabscheuungswürdigen Art von Häuchlern gewesen wäre.

Zweytens: Diejenigen Weltweisen, welche fast die Stimmen der ganzen Welt für sich gehabt, die die Belustigung der größten und einsichtvollsten Prinzen gewesen, die die Bewunderung aller vernünftigen Kenner des Verdienstes ausgemacht, haben doch den Beyfall der Bonzen nicht erlangen können. Sie haben ihre Ehre wo nicht ganz zu unterdrücken, doch wenigstens einen ziemlichen Grad herunter zu setzen gesucht*. Es scheint fast, als ob die

* Tous ceux auxquels les pieuses injures des Th - - - n'en imposent pas, regrettent en M. la Mettrie un honnête homme & un savant Medecin.

Memoires de Brandebourg, p. 222.

die Feindschaft zwischen dem Weltweisen und dieser Art von Menschen eben die wäre, die Horaz beschreibt.

Epodon. Ode IIII. Lupis et agnis
Quanta sortito obtigit,
Tecum mihi discordia est.

Drittens: Wie ehrwürdig müssen die verewigten Namen, der Reinbecke, der Süßmilche, der Sacks, der Mosheime, der Baumgarte und der Brucker jedem Freunde der Weltweisheit seyn! Die einsichtsvollen Bemühungen dieser großen Männer haben der Weltweisheit eine Ehre wieder gegeben, über deren Verlust sie mit Recht untröstlich war. Sie haben ihr die Erlaubniß verschafft, sich mit ihrer Schwester, ich meyne der Religion, in ihrem Heiligthume besprechen zu dürfen, wozu man ihr sonst gar keinen Zugang verstatten wollte. Sie haben sie selbst bey der Hand ihr zugeführt, und durch ihr Beyspiel der Welt einen Be-

weis gegeben: daß diese beyden Schwestern sich nicht nur sehr wohl vertragen, sondern auch einander sehr nützlich seyn können.

Nunmehr werden meine Leser im Stande seyn, vieles zu dem, was ich von dem Leben des Epictets und dem Schicksale seiner Lampe sagen werde, hinzu zu denken. Und ich werde nach dieser Einleitung bey manchen Stellen kurz seyn können, wo ich sonst würde nöthig gehabt haben, mich weitläuftig auszudehnen. Epictet von Hierapolis in Phrygien gebürtig, war einer von den Weltweisen, die die Natur selbst mit den Talenten versieht, die einen großen Weltweisen ausmachen. Sie ließ ihn in schlechten Umständen, von armen Aeltern gebohren werden, um dem Glücke, das oft auch Thoren hilft, so wenig Antheil, als nur möglich, an der Ehre zu lassen, die sie mit Recht für sich von den Gaben erwartete, welche sie ihm mitgetheilet hatte. Wir haben in der Geschichte mehrere Beyspiele

spiele von großen Männern, die durch sehr viele Hindernisse und Beschwerlichkeiten zu dem Tempel der Ehre haben hinauf steigen müssen, und bey deren Wiege wir nichts weniger, als große Anstalten und Vorbedeutungen von der Größe antreffen, zu der sie sich empor geschwungen haben. Alles, was man bey ihnen außerordentliches antrifft, ist eine sehr frühzeitige und unüberwindliche Begierde, ein sehr heftiger und unersättlicher Instinkt nach Einsicht, nach dem Lichte der Wahrheit. Dies war die Ursach, daß Epictet sein Vaterland, welches in Absicht der Gelehrsamkeit und des Geschmacks eben in keinem sonderlichen Ruf stand*, verließ, und sich nach Rom begab, wo er ein Leibeigner eines Freygelassenen des Neronis, mit Namen Epaphroditus, wurde. Aus der seltsamen Probe, die dieser sein Herr sich von seiner Lust und Neigung zur Gelehr-

* Cicero pro L. Flacco. cap. 26. 27.

samkeit geben ließ, erhellet ziemlich wahrscheinlich, daß er eben nicht den feinsten und artigsten Gebiether an ihm gefunden habe. Er soll ihm haben ein Bein entzwey brechen lassen, um zu sehen, ob seine Lust zur Weltweisheit diesem Schmerze würde gewachsen seyn. Das hieß gewiß die Ehre, ein Stoikus zu seyn, theuer genug erkaufen. Wenn dieser Umstand seine Richtigkeit hat, so kann man begreifen, warum der arme Epictet mit einem Beine gehinkt hat. Bey dem Philosophen ist die Seele allemal der schönste, der ansehnlichste Theil, der Theil, auf dessen Gesundheit er am meisten sieht, und gegen dessen Gebrechen er allezeit am empfindlichsten ist. Ein Narcis, der sich in sein schön Gesicht verliebt, der sich am stärksten in seiner Papageynase und in seinen großen Augen gefällt, ist ganz gewiß kein Philosoph. Und ein Philosoph, der ganz und gar gleichgültig gegen seinen Körper

wird,

wird, dem es gleich viel ist, ob er gerade oder krumm, gesund oder siech sey, verdient keinen menschlichen Körper, und ist ein würdiger Kandidat der pythagorischen Metempsychose in ihrer schlechtesten Bedeutung. Epictet erhielt hierauf die Erlaubniß, seinem Genie zu folgen, und sich auf die Weltweisheit zu legen. Sein Lehrer war Rufus, und die Weltweisheit, zu der er sich bekannte, war die stoische. Außer dem, daß diese Sekte in Rom großen Anhang hatte*, so war es ganz natürlich, daß ein Mensch, der sein Leben in dem Joche der Knechtschaft zubrachte, zu einer Weltweisheit seine Zuflucht nahm, die ihm gegen die Beschwerlichkeiten dieses Lebens das beste und sicherste Mittel, nämlich die Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit, anwies. Die stoische Sekte mag so viel Schwärmereyen und Einbildungen in sich enthalten, als sie will; so wird man

* Seneka. Br. 110.

es ihr doch nicht absprechen können, daß sie nicht auch viel Kluges und Ueberlegtes bey sich führe. Die Pompeje, die Auguste, die Antonine, welche Weltweisen dieser Sekte um sich gehabt, und sie ihrer Vertraulichkeit gewürdigt, beweisen es zum wenigsten, daß man ein stoischer Weltweiser, und ein Mann von Verdienst hat seyn können.

Die Sekte, zu der sich jemand bekennet, kann überhaupt niemals ein ganz zuverlässiger Beweis für die Stärke des Verstandes und für die Güte des Herzens bey einem Menschen seyn. Wir erwählen gemeiniglich die Weltweisheit, oder die Parthey unter den Weltweisen für die Unsrige, die wir zu erlernen, und mit der wir am ersten bekandt zu werden Gelegenheit haben. Die äußeren Umstände unsres Lebens zwingen uns oft den Namen einer Sekte anzunehmen, ehe wir noch einmal wissen, was sie uns eigentlich zu glauben oder für wahr

zu halten, anbefiehlt. Der Sohn, dessen Vater ein Wolfianer ist, wird sich ganz gewiß auch zu der Parthey dieses Weltweisen bekennen. Und ein Mensch, der von den Wohlthaten eines andern leben muß, wird sich leicht aus Gefälligkeit gegen seinen Wohlthäter entschließen, mit ihm sich zu einer Sekte rechnen zu lassen. Es ist in unsren Tagen ein zu bekandtes falsches und irriges Vorurtheil, wenn man jemanden um der Sekte willen, zu der er sich bekennt, für klug oder für dumm hält, als daß ich Ursach hätte, für die Ehre des Epictets deswegen besorgt zu seyn, weil er die stoische Weltweisheit erlernet.

Es währte nicht lange, so betrat Epictet selbst den philosophischen Lehrstuhl. Er bekam eine große Menge von Schülern, und erwarb sich durch zwey Dinge, die eben nicht allzugewöhnlich sind, einen großen und ausgebreiteten Ruhm. Er überhäufte seine Schüler nicht mit einer

Menge von Regeln und Vorschriften, die man ohne Noth von einander trennet und ausdehnet, damit man das Ansehn einer neuen Erfindung erhalte: auch nicht mit einer Menge von Spitzfindigkeiten und müßigen Grillen, die nur ein Zeitvertreib des Philosophen sind, der keine andre Welt, als seine Studierstube kennet. Er schrieb seiner Weltweisheit einen weit edlern und weiter reichenden Zweck vor. Er wollte seine Schüler mit der Tugend bekandt machen, und sie angewöhnen, ihre Glückseligkeit in sich selbst zu suchen. Seine ganze Moral bestand in zwey Worten*: **Leide und meide.** (ανεχȣ και απεχȣ.) Und was konnte er ihnen besseres sagen, was konnte er ihnen für ein bequemeres Mittel zu ihrer Ruhe und Glückseligkeit in einer Welt anweisen, wo die Tugend tausend Widerwärtigkeiten ausgesetzt bleibet, und wo der Mensch nur in so fern beglückt ist, als er mit dem, was er hat, zufrieden lebt?

Es ist wahr, man kann dieser Regel des Epictets eine Erklärung geben, die seine Ehre zu verdunkeln scheint. Er war ein stoischer Weltweiser. Er glaubte also ein Fatum, eine unbedingte Nothwendigkeit in den Begebenheiten dieser Welt. Sein Leide ist also nichts anders, als die Sprache des Fatalisten: Unterwirf dich den Veränderungen dieses Lebens, und laß dich den Strom der Zeit und des blinden Schicksals mit fortreißen, ohne dabey andere Absichten aufzusuchen, als die die Nothwendigkeit bey der Ebbe und Fluth der Abwechselungen dieses Lebens vest gesetzt hat. Leide, was nicht zu ändern ist, und unterwirf dich als ein Sklave dem Schicksal eines Herrn, der das Recht des Lebens und des Todes in Händen hat. Sehet da den Heyden! Allein man setzt bey dieser Erklärung voraus: daß Epictet ohne alle Veränderung und Abweichung nach dem stoischen System gedacht habe. Eine

Be-

Beschuldigung, die weit erniedrigender für ihn wäre, als die: daß er ein Heyde gewesen. Ich glaube, Epictet hat selbst gedacht, und wenn das ist, so wird er in vielen Stücken von dem Zeno abgewichen seyn. Außer dem, leidet das stoische Fatum eine gelindere Erklärung. Wenn man wenigstens das Zeugniß liest, das Cicero* den stoischen Weltweisen in Absicht ihrer Meynungen von der Vorsehung ertheilet, so wird man nicht viel mehr wider ihr Fatum einzuwenden haben.

Man hat überhaupt der stoischen Weltweisheit in vielen Stücken mehr zur Last gelegt, als ihr mit Recht zur Last gelegt werden kann. Wer den Lipsius gelesen**, wird sich von dieser Sekte der Philosophen des Alterthums einen weit günstigern Begriff

* Cicero de Diuinat. libr. III. Rationem de prouidentia Deorum ab illis sanctissime et prouidentissime esse constitutam.

** Lipſ. Manuduct. ad philosophiam stoicam.

griff machen, als diejenigen gemeiniglich davon haben, die die Meynungen der Weltweisen, ohne ihre eigene Erklärungen und ohne Verbindung mit ihren übrigen Lehrsätzen, auslegen wollen. Es ist der stoischen Sekte eben so gegangen, wie es noch itzt oft der vernünftigsten Parthey unter den Weltweisen ergeht. Alle diejenigen, die bey der stoischen Parthey keine Freyheit, und keinen Schutz, für ihre Vorurtheile, Maximen und Neigungen fanden, verwarfen sie, eben so, wie bey uns eine Weltweisheit von gallsüchtigen, schwermüthigen und abergläubischen Leuten verworfen wird, die dem Menschen die Erlaubniß, sich zu freuen und zu lachen, ertheilet. Ich spreche die stoischen Weltweisen nicht von allen Irrthümern, nicht von allen Fehlern frey. Bayle mag immer Recht behalten, daß er sie die Pharisäer des Heydenthums nennt*, ich habe aber zu

* Histor. kritisches Wörterbuch, P. II. p. 389.

zu der Denkungsart des Epictets ein allzugroßes Zutrauen, als daß ich glauben sollte: er habe alle Thorheiten und Ausschweifungen seiner Sekte beybehalten und zu seinen eignen gemacht. Wenn Pyrrho gegen den Tod Unerschrockenheit und Großmuth beweiset, wenn er in den Armen des Todes das Leben nicht bedauert; so gefällt er dem Epictet in diesem Zuge, der ein Zug in dem Charakter eines gesetzten und standhaften Herzens ist*. Wenn aber Pyrrho alle Zuverlässigkeit der Sinne über den Haufen wirft: so ist er so wenig sein Anhänger, daß er vielmehr seiner auf die empfindlichste Art spottet**. Wenn ich, sagte er einmal, einen Pyrrhonier bediente; so

* Πυῤῥων ελεγε μηδεν διαφερειν ζην ἢ τεθναναι. Και τις εφη προς αυτον, τι ουν συ ουκ αποθνησκεις: ὁ δε, ὁτι, ειπεν ουδεν διαφερει.
Stobaeus Serm. CXVIII.

** Arrianus lib. II. Dissert. cap. XX.

so wollte ich mir eine rechte Lust machen, ihn zu martern. Wenn er zu mir sagte: Epictet, gieße Oel ins Bad, so wollte ich ihm Salzwasser über den Kopf schütten. Wenn er Gerstentrank von mir forderte, so wollte ich ihm Essig bringen.

Doch Epictet mag sich von dieser Seite meinen Lesern selbst schildern. Der Hauptpunkt der Religion, sagt er*, besteht darinn, daß man die Götter ehret, daß man sich ehrerbietige Begriffe von ihnen macht, daß man glaubt, sie sind, und regieren die Welt mit Billigkeit und Gerechtigkeit; daß man ihnen gehorcht, und daß man sich ihrer Vorsehung unterwirft; daß man ohne Verdruß mit ihren Führungen zufrieden ist, daß man alles, was uns begegnet, als gut ansieht, als eine Fügung, als ein Verhängniß, das von einem großen und vollkommenen Wesen geordnet und für uns bestimmt ist. Wie wenig darf man an dieser

* Enchiridion, cap. XXXVIII.

dieser Erklärung Epictets ändern; so ist sie die Sprache des Christen, wenn er uns seine Gedanken von der göttlichen Vorsehung mittheilt! Eine richtige und gesunde Denkungsart ist nicht der einzige Vorzug eines wahren Weltweisen. Er macht sich durch die Güte seines Herzens eben so liebenswürdig, als er durch die Größe seines Verstandes ehrwürdig erscheinet. Er mag noch so viel Einsichten besitzen, und auf der Seite des Verstandes noch so viel gewinnen; so wird er doch allemal seinen Charakter sehr tief erniedrigen, wenn er auf der Seite des guten Herzens und des ehrlichen Mannes verlieret. Es ist Schade, ewig Schade, daß man in der Welt Exempel von dieser traurigen Trennung hat, ich will sagen, daß man bey den größten Männern, deren Scharfsinnigkeit, Klugheit und Einsicht die Welt bewundert, nicht auch ein gutes Herz, nicht auch den Freund und den ehrlichen

Mann

Mann verehren kann. Ich weis, daß man in diesem Stücke sehr vielen, ja den meisten großen Männern Unrecht gethan hat. Es giebt bey der Beurtheilung der Einsichten und Entdeckungen, die der Verstand eines Weltweisen hervorbringt, eben sowol Vorurtheile, als bey der Beurtheilung seines Betragens, seiner Aufführung im gesellschaftlichen Leben, in welcher er uns einen Abdruck von der Zärtlichkeit und Güte der Empfindungen seines Herzens geben soll. So sehr man öfters geneigt ist, aus einem Vorurtheile der Sekte, des Ansehens, oder der Erziehung, dem Lehrgebäude eines Weltweisen seinen Beyfall zu geben; eben so geneigt ist man oft, aus gleichen Vorurtheilen ihm denselben in Absicht seiner moralischen Eigenschaften zu versagen. Er darf sich nur in einigen Gebräuchen, Gewohnheiten und Sitten von dem größten Haufen entfernen, so zieht man sogleich daraus in Absicht seines Her-

zens und seiner Tugend die fürchterlichsten Folgen. Man läßt ihm die Freyheit, von der Heerstraße ein wenig abzugehen, um die Wahrheit zu finden; aber die Tugend soll er auf keinem andern Wege aufsuchen, als auf dem, den der größte Haufe betrit. Er kann sagen: das ist falsch, das ist wahr. Hier werden ihm wenige widersprechen; denn die Ehre, vernünftig zu seyn, wird nur von wenigen gesucht. Aber er sage: das ist böse, das ist gut; so wird er alles wider sich in Harnisch bringen; denn auch diejenigen, die keinen Anspruch auf Verstand und Einsicht machen, machen ihn doch auf ein gutes Herz; machen ihn doch auf Tugend und Ehrbarkeit. Wie lächerlich sind oft die Ursachen gewesen, die den moralischen Charakter großer Männer verdächtig gemacht haben? Zu der Zeit, da man es für ein Zeichen der Orthodoxie und der Andacht hielt, sein eignes Haar zu tragen, machte sich der ganz gewiß verdächtig,

dächtig, und gerieth in den Verdacht der Eitelkeit, der sein Haar abschneiden ließ, und eine Perůque trug. Wie oft hat nicht ein gesteiftes Kleid, ein witziger Einfall, ein feuriger Scherz, die Tugend des besten und ehrlichsten Mannes verdunkelt? Bey einer gewissen Art von Menschen kann man bey einem ganzen Kopf voll unverdauter, grober und irriger Begriffe die Ehre eines tugendhaften und redlichen Mannes behaupten, aber man verliert sie bey einer Weste mit glåsernen Knöpfen, bey Manschetten und gepuderten Haarlocken. So wenig ein wahrhafter Weltweiser diese Art des Anstosses allemal vermeiden kann, und so wenig sie ihm bey vernünftigen Kennern von Verdienst und Tugend zum Nachtheil gereicht; so sehr verdunklen die selbst ihre Ehre, und so sehr machen sie sich selbst des ehrwürdigen Namens, wahrer Weltweisen, unwürdig, die nur auf den Ruhm eines großen und gerei-

nigten Verstandes eifersüchtig sind, und gegen den Ruhm eines guten, zärtlichen und empfindungsvollen Herzens gleichgültig bleiben. Diese Art von Weltweisen gleicht den Statüen, bey welchen die Hand des Meisters bloß den Kopf ausgearbeitet hat, und wo der übrige Theil nichts, als einen rauhen und unbearbeiteten Stein den Augen der Zuschauer zu betrachten giebet. Epictet gehört nicht zu dieser Art von Menschen. Er war in seinem Wandel eben so liebenswürdig, als er in seinem Unterrichte war. Sein Leben war der Beweis von den Tugenden, zu denen er seine Schüler durch eine männliche und eindringende Beredsamkeit aufforderte. Er gehört nicht zu den seltsamen Menschen, die andern Vorschriften und Lebensregeln geben, und sich selbst von der Beobachtung derselben lossprechen, gleich als ob es schwerer wäre, seine Pflichten zu wissen, als sie auszuüben. Er ertrug die Beschwer-

schwerlichkeiten seines Lebens mit einer bewundrungswürdigen Geduld. Er brauchte, um vergnügt und zufrieden zu seyn, nichts als sich selbst, das ist, er fand in der Stärke und Größe seines Geistes, und in der edlen Einfalt seines Herzens, alle die Hülfsmittel zu seiner Ruhe und Glückseligkeit, die der Reiche von seinem Gelde, der Ehrgeizige von seinen Ehrenstellen, der Wohllüstige von seinen schwärmenden Ergätzlichkeiten erwartet; aber niemals erlangt. Ich glaube, daß es diese Züge in dem Charakter Epictets sind, welche einige auf den Einfall gebracht haben, ihn für einen Christen zu halten*. Niemand war vielleicht dieser Ehre würdiger, und niemand unter den heydnischen Weltweisen würde sie vielleicht besser gebraucht haben, als Epictet. Demohnerachtet aber halte ich ihn für keinen Christen. Ich finde mehrere Weltweisen des Alterthums, denen

* Brucker im Leben Epictets.

man eben diese Ehre erwiesen, ohne dazu einen andern Grund, als eine löbliche Absicht gehabt zu haben. Mich dünkt, diese Absicht ist eben die gewesen, welche bey den Sibyllen statt gefunden, als man sie uns eine viel deutlichere Nachricht von dem Messias in ihren Versen geben ließ, als die Juden selbst davon in Händen hatten *. Man glaubte der christlichen Religion einen nicht geringen Dienst zu erweisen, wenn man ihr aus dem Munde heydnischer Weisen Lobsprüche sammlete. Man bedachte aber nicht, daß man mit einer Religion zu thun hatte, die durch nichts weniger, als durch einen frommen Betrug, ihre Ehre unter den Menschen behaupten wollte. Pythagoras soll sich mit den Jüden besprochen haben, er soll sogar mit einigen israelitischen Propheten in Bekandt-

* Diese Verse hat Seruatius Gallaeus mit weitläuftigen Commentariis herausgegeben. Amsterdam, 1689. 4to.

Landtschaft gerathen seyn. Dies sollen die Quellen seyn, aus welchen er seine Weisheit geschöpft hat. Ich weis nicht, wer bey diesem Vorgeben am meisten gewinnt, oder verlieret? So viel glaube ich, daß wenn man den Pythagoras selbst gefragt hätte, wo er seine Einsichten und seine Weisheit hergenommen, er auf nichts weniger, als auf die Juden sich würde berufen haben. Pythagoras würde also bey diesem Vorgeben verlieren. Aber was für einen Vortheil würde die jüdische Religion daraus ziehen, daß einige Lehrsätze dieses Weltweisen ein Raub wären, der aus ihrem Heiligthume genommen? Weiter keinen, als höchstens den: daß sich auch der größte Philosoph ihrer nicht zu schämen habe. Und ist dies wol eine Eigenschaft der wahren Religion, die man ihr mit so vieler Mühe und auf eine so hinterlistige Weise zu verschaffen und beyzulegen nöthig hat?

Ist dies nicht eine Eigenschaft, die man ihr zugesteht, so bald man ihre heiligen Vorschriften recht versteht, und kennen lernt? Die Exempel eines tugendhaften und wohlgearteten Herzens aus dem Heydenthum erhöhen den Werth der menschlichen Natur, und sind Beweise für die Billigkeit der Forderungen der christlichen Moral. Und die Seltenheit derselben, mit den Flecken und Schatten, die auch die ehrwürdigsten Muster des Heydenthums noch an sich haben, sind Beweise für die Nothwendigkeit einer Religion, die die Tugenden der Menschen heiligen und von allen Schlacken reinigen soll. Epictet ist ein Heyde, aber ein Heyde, der im Stande ist, viele Christen zu beschämen, die bey einem größeren und reineren Lichte der Erkenntniß weniger wahre Menschen sind, als er es gewesen. Vielleicht wird es ihm einmal nicht so viel Verwirrung und Beschämung verursachen, daß er kein

Christe

Christe gewesen, als es manchen Christen verursachen wird, daß sie diesen Vorzug genossen!

Wer hätte nicht geglaubt, daß ein Mann von so liebenswürdigem Charakter, als Epictet, aller Orten einen ruhigen und ungestörten Auffenthalt würde gefunden haben? Allein, Domitianus verwies ihn mit mehreren Weltweisen aus Rom und aus ganz Italien. So hat allemal ein großer und berühmter Mann einen großen Thoren zur Seite, der neben ihm figuriren muß, und der sich durch seine Thorheit und Unvernunft ebenfals zu verewigen sucht. Es giebt in dem Reiche der Thoren ebenfals Helden, die sich von allen andern unterscheiden, und die sich durch eine ganz neue Art von Narrheit merkwürdig machen. Diese Art von Menschen leistet den Verdiensten und Vorzügen großer und ehrwürdiger Männer keinen geringen Dienst. Sie machen ihre

großen Eigenschaften recht sichtbar, und erhöhen durch eine seltsame Parallele, zu der sie Gelegenheit geben, den Glanz ihrer Tugenden. Ehre und Ruhm, unsterblicher Ruhm, und daurende Ehre, sind Vorzüge, die der Mensch nicht ohne Mühe, nicht ohne Schweiß erhalten soll. Kaum öffnen sich einem großen Genie die Schranken, kaum betrit ein großer und ehrwürdiger Mann die Laufbahn, so stellt sich ihm ein anderer entgegen, der ihm ein Bein unterschlagen, und den Sieg ungewiß machen will. Aber wozu dienen diese Bemühungen seiner Widersacher? Sie geben ihm Gelegenheit, sich in seiner ganzen Stärke zu zeigen. Jeder Sieg, den er über sie erhält, ist ein Recht, das er auf den Lorbeer gewinnt, den er zu erringen sucht. Jeder Kampf, in den er sich mit ihnen einläßt, ist eine neue Materie seines Lobes und seines Ruhms. Bayle hätte vieleicht so viel Aufsehns in

der

der Welt nicht gemacht, wäre nicht ein Jürieu gewesen, der es sich vornahm, seine Ehre zu verdunkelen, und der sie wider seinen Willen ausbreiten und befördern mußte*. Ich halte es für ein Glück, für den großen Galiläus, daß er auf dem Schauplatze der Welt zu einer Zeit auftreten mußte, da es Urbane gab**, die ihn um eines astronomischen Systems willen verketzern, ja gar ins Gefängniß konnten werfen lassen. Die Sonne hätte gewiß diesen Märtyrer ihrer Ehre nicht erhalten, und die Entdeckungen dieses großen Sternkundigen würden sich nicht so ausgebreitet haben, wenn er nicht einen Pabst gehabt hätte, der sie ihm zu unterdrücken anbefahl. Ich darf also wol nicht befürchten, daß man daraus für meinen Weltweisen nachtheilige

* Bayls Leben von Mr. des Maizeaux.

** Urbanus der achte erklärte das kopernikanische System für ketzerisch, und verboth es dem Galiläus auszubreiten. Godeau histoire de l'eglise, T. I. l. 2.

theilige Folgen ziehen werde, daß ihn Domitianus verjagt hat. Es ist eine Ehre, von manchen Menschen nicht gelitten, ja gar gehaßt zu werden. Ein Tyrann, wie Domitianus, konnte unmöglich Leute um sich leiden, die die Ehre der Vernunft und der Tugend unter den Menschen zu befördern und auszubreiten suchten. Diese Hegire der Weltweisheit ist eine Epoche, die ihren Freunden und Liebhabern eben so ehrwürdig ist, als den Muhamedanern die Flucht ihres Propheten nur immer seyn kan. Eine Weltweisheit, die sich mit den gröbsten Ausschweifungen eines wohllüstigen und unmenschlichen Herzens verträgt, verdient diesen Namen nicht. Sie ist eine Sklavinn, die nicht Gesetze vorschreibt, sondern annimt, die von dem Laster, das sie vertheidigt, und nicht von der Tugend, ihre Ehre erwartet. Ich gestehe es, es würde mir schwer werden, den Epictet zu vertheidigen, wenn

ihn

ihn Domitian bey sich behalten hätte. Es würde mir schwer werden, ihn aus dem Verdacht einer niederträchtigen Schmäucheley, und einer strafbaren Nachsicht gegen das Laster und gegen die Thorheit zu reißen, wenn er nicht mit den übrigen Weltweisen ein gleiches Schicksal gehabt hätte. Es gereicht ihm also zur Ehre, daß der Prinz, der einen Johannes nach Patmos verwies, auch ihn von sich stößt, und von seinen Augen verbannet. Das Schicksal Epictets ist in diesem Punkte das Schicksal des Philosophen, der die Thorheit bestreitet und das Laster bestürmet, und der aus diesem Kriege wider diese Feinde der menschlichen Glückseligkeit nie ohne Wunden wieder heraus kommt. Aber was für ein Verhängniß ist es denn, daß die Sokrate, die Senekas, die Epictete und die Pythagore, zu Gefängnissen, zu Landesverweisungen, zu Banden, ja zum Theil zu schmähligen Todesarten verdammt? Hat die Weis-

heit, hat die Tugend nicht eben so viel Anspruch auf die Güter dieses Lebens, als es das Laster hat? oder ist sie weniger im Stande, dieselben zu gebrauchen, als die Thorheit, deren Hände das Glück mit Geld anfüllt, nicht anders, als ob es keine bessere Haushälterinn seiner Güter antreffen könnte, als sie. Ich will diese Frage mit dem Fontenelle* beantworten. Das Glück sagt er, ist der Gesundheit ähnlich, es muß an dem Menschen ohne sein Zuthun zu finden seyn: und wenn es ja ein Glück giebt, welches die Vernunft zuwege bringt; so ist es derjenigen Gesundheit ähnlich, die sich nur durch Arzeneyen erhält, und allezeit sehr schwach und sehr ungesund zu seyn pfleget. Vernunft und Glück vertragen sich also sehr selten, und diese Feindschaft ist beyden sehr vortheilhaft.

Große

* Gespräch der Todten aus den neuern Zeiten, p. 315.

Große Männer, wahrhafte Weltweisen, sind Lehrer des menschlichen Geschlechts*. Es ist billig, daß mehrere an ihnen Antheil nehmen, und Vortheile für sich aus den Gaben ziehen, welche die Natur nicht ohne Ursach in so reichem Maaße ihnen mitgetheilt hat. Nicopolis, oder wie andre wollen, Hierapolis empfing itzt dies Kleinod, welches Rom von sich stieß, weil es den wahren Werth desselben nicht kannte. Und wie vortheilhaft war ihm nicht der Besitz desselben? Epictet beschäftigte sich gern mit jedem Liebhaber der Weisheit. Er hielt es für seine Pflicht, einem jeden, der sie kennen zu lernen wünschte, den Weg zu weisen, der uns zu ihrem Tempel führt. Er gehörte nicht zu den neidisch stolzen Weisen, die ihre

Schätze

* Quam venerationem parentibus meis debeo eandem illis praeceptoribus generis humani, a quibus tanti boni initia fluxerunt. Senec. Epistol. 64.

Schätze verschließen, und andre Menschen für viel zu blödsichtig halten, als daß sie so weit sollten sehen lernen, als sie zu sehen glauben. Was für große und angenehme Veränderungen wird der Auffenthalt dieses Weisen nicht an diesem Orte verursacht haben! Wie viele Thoren wird er nicht beschämt, wie vielen Lastern wird er nicht die Herrschaft benommen, und wie vielen Tugenden wird er nicht den Eingang verschafft haben? Kaum kommt Plato zu Syrakus an, kaum sieht er den Hof des jungen Dionysius, so erschrecken die Schmäuchler, die durch beständige Lobsprüche sich das Herz dieses Prinzen unterwürfig gemacht hatten, sie fühlen es, ein innrer Schauer sagt es ihnen, daß sie mit einem Weisen zu thun haben, dessen Anblick das Laster nicht ertragen kann, und vor dem die Thorheit beschämt zurücke weicht. Wie plötzlich und wie erstaunend ist die Veränderung, die ein einziger Plato an dem

Hofe

Hofe eines Prinzens hervorbringt, der durch eine schlechte Erziehung war verdorben worden, und dem eine Wolke von Schmäuchlern das Licht der Wahrheit aufgehalten hatte? Dionysius, der bisher in den Armen des Müßiggangs, der Wohllust und der Weichlichkeit, ohne Gefühl gegen Wahrheit und Tugend, geschlafen, der in einer tiefen Unwissenheit aller seiner Pflichten sich befand, erwachte aus dieser Lethargie, fing an die Augen aufzuschlagen, und erblickte die Tugend in ihrer himmlischen Schönheit. Er gewann einen Geschmack an den Annehmlichkeiten und an den Vergnügungen eines lehrreichen und artigen Umgangs. Sein Verlangen nach Erkenntniß und Einsicht wurde nun eben so feurig, als bisher sein Abscheu dagegen groß und stark gewesen war. Der Hof, der sich nach den Neigungen des Prinzen richtet, litt eine gänzliche Veränderung. Die Säle des Palasts, bisher nur wilden

Ergätzlichkeiten und rasenden Vergnügungen gewidmet, wurden Hörsäle der Weisheit und Tugend, und in kurzer Zeit wurde der Geschmack an Künsten und Wissenschaften der herrschende und allgemeine Geschmack*. Glückseliger Staat! vom Prinzen beherrscht, der seine Ehre nicht auf Lobsprüche kriechender Schmäuchler; sondern auf die Stimmen der Weisen erbaut, die seine Freygebigkeit aus allen Theilen der Erden um seinen Thron her versammlet. Glückseliges Land, wo Friedriche herrschen, die vor den Augen der Weisheit, und in dem Gefolge der Tugend und Wahrheit den Zepter führen, und deren Thaten jedesmal ihr Lob und ihren Beyfall verdienen!

Epictet war zu sehr Herr über sich selbst, als daß diese Widerwärtigkeiten des Lebens seine Ruhe hätten unterbrechen, oder noch viel

* Rollin T. III. de la maniere d'enseigner & d'etudier les belles lettres.

viel weniger gar aufheben sollen. Er verlor nie seine Bestimmung aus seinen Augen. Die stärksten Ungewitter, die sich über ihn zusammen zogen, vermehrten nur noch mehr seinen Eifer, sich dem Ziele seiner Laufbahn zu nähern. So wie beym Homer Diomedes weder durch Feuer, noch durch Schwert, noch durch feindliche Geschwader zurück gehalten wird; sondern wenn ihn ein Pfeil verwundet, ihn seinen Waffenträger sich ausziehen läßt, und denn wieder in den Streit fliegt; so hielt den Epictet bey widrigen und beschwerlichen Zufällen seines Lebens nichts auf, als die kluge Sorgfalt für seine Sicherheit, und die vernünftige Ueberlegung: wie er selbst dieser Verfolgungen des Glücks sich zu seinem Besten zu Nutze machen wollte. Kaum hatte er sich wider den Streich, der ihn treffen sollte, in Sicherheit gesetzt, so setzte er seinen Lauf nach dem Tempel der Ehre fort.

Diese gesetzte und männliche Gemüthsfassung, diese unbewegliche Standhaftigkeit der Seele, diese seltne aber desto ehrwürdigere Großmuth, mit der er die Güter des kurzen und flüchtigen Lebens, gegen Güter des Geistes und der Seele verglich, und diesen allemal den Vorzug vor jenen ließ, waren ohne Zweifel die Ursachen, daß Epictet zu einem hohen Alter gelangte. Ein Glück, das wenig Weltweise erleben, und das noch wenigern für ihre Ehre zu wünschen ist. Es ist eine große Kunst, sich selbst nicht zu überleben. Der Athlet des Martials, der in der Blüthe seiner Jahre stirbt, und den der Tod für einen Greis ansieht, da er sein Alter nach seinen Siegen, und nicht nach seinen Jahren schätzt*, wird von uns bedauert. Die Ehre begleitet ihn bis an sein Grab, und nach seinem Tode hebt sein Ruhm sich erst empor. Zu groß für ein Leben von wenigen

* Dum numerat palmas, credidit esse senem.

nigen Jahren, entwickelt er sich erst bey dem Beschluß desselben, und schwebt über sein Grab, um sein Andenken der Nachwelt zu erhalten. Wie viel Palmen hätte er noch erringen, wie oft hätte er unsren Beyfall noch davon tragen, und den Preis und die Ehre einer allgemeinen Bewunderung von dem Kampfplatze mit sich nehmen können? Mit ganz andren Empfindungen sehen wir einen Athleten in den Armen des Todes, dessen Nerven die Jahre entkräftet, dessen matte und schleppende Glieder uns keine Siege mehr versprechen, für den keine Palmen, keine Lorbeer mehr grünen. Es ist Zeit, daß er einem andern Platz macht. Wir sehen uns nach Streitern um, die dem Kampfplatze Ehre machen sollen, und denen wir nicht für schon belohnte Verdienste, sondern für neue Proben ihrer Geschicklichkeit und Stärke die Preise austheilen können. Es ist eben so viel Kunst, mit Ehren von der Schau-

bühne abzutreten, als mit Beyfall sich auf derselben gezeigt zu haben. Wie viel große und berühmte Männer haben bey ihrem Leben schon das Grab ihres Ruhms gesehen, und sterben zum zweytenmale, wenn sie diese Erde verlassen! Die allermeisten von denen, die sich Ehre und Ansehen in der Welt erwerben, vergessen es, daß die Urtheile der Menschen von uns, wie die Actien, steigen und fallen. Sie vergessen es, denselben eine beständige Nahrung zu verschaffen. Sie glauben, eine große und wichtige That sey hinlänglich, sie beständig in der Welt in guten Andenken zu erhalten. Sie vergessen es, in der Ehre zu wachsen, und gerathen in einen Stillestand, der ihrem Ruhme so gefährlich ist. Es dauert in der Welt alles nur eine gewisse Zeit. Auch die denkwürdigsten Thaten hüllen sich endlich in die Nacht der Vergessenheit ein, wenn sie nicht von andern begleitet

werden,

werden, die ihr Gedächtniß wieder erneuren.

Sehr viele große und verdienstvolle Männer, die in den vorigen Zeiten die Bewunderung der Kenner von Verdienst ausgemacht haben, bleiben in den folgenden Zeiten unbemerkt und ungenannt. Das, was ihnen vormals Ansehn und Ehre brachte, wird jetzt als eine Kleinigkeit angesehen, die keine Aufmerksamkeit verdienet. Die Scenen der Welt verändern sich. Und der Geschmack der Menschen wechselt eben so, wie die Mode. Welch ein seltsamer Eigensinn ist es, der Welt Dinge zur Bewunderung aufdringen zu wollen, die sie weit unter die Mittelmäßigkeit herunter gesetzt hat? Ein Redner, der zu den Zeiten der Kindheit der Beredsamkeit bewundert wurde, wenn er eine Rede verfertigte, aus welcher er den Buchstaben R ganz und gar verbannte, verlangt zu viel, wenn er zu unsren Zeiten

um dieser Tyranney willen Aufmerksamkeit verlangt. Man beurtheilt itzt eine Rede nach den Gedanken, die darinn enthalten, und nicht nach den Buchstaben, die daraus verwiesen worden. Ein Gelehrter, der zu den Zeiten, da die Sprachen die Stelle der Wissenschaften vertraten, sich hervor thun konnte, wenn er uns aus vielen Schriftstellern des Alterthums bewies: daß Cambyses an dem linken, und nicht an dem rechten Beine verwundet worden, daß bey den Römern eine kleine Stirne eine große Schönheit gewesen*, wird zu unsren Zeiten, da man die Sprachen nur als Hülfsmittel zu den Wissenschaften ansieht, keine sonderliche Ehre mit diesen Entdeckungen einlegen. Ein Dichter, der zu den Zeiten der Meistersänger, sich durch ein gedankenleeres Eteostichon, oder Acrostichon, durch ein nüchternes Aequidicum und durch gezwungene

* Lettres persanes, T. II. Lettre CXXVII.

und unnatürliche Logogriphen, den Dichterkranz erwerben konnte, wird zu unsren Zeiten, da die Dichtkunst ihr männliches Alter erreicht hat, schwerlich mehr Ehre erhalten, als der Dorfküster, der dem Cyper der Fräulein Rosauren die Grabschrift auf einem Bogen mit Todtenköpfen gezieret, verfertigte*. Es ist billig, daß wir uns nach dem Geschmacke des Jahrhunderts, dessen Bewunderung wir verlangen, richten.

Es giebt Menschen in der Welt, die wie durch einen Sprung zu einer großen Ehre gelangen. Sie ersteigen zu plötzlich die Höhe, zu der sie sich nur nach und nach hätten erheben sollen. Sie sind den Athleten gleich, die sich gleich anfangs zu sehr angreifen, und denn ihre Kräfte verloren haben, wenn sie dieselben am nöthigsten brauchen. Sie machen ein großes

* Zachariä Murner in der Hölle, dritter Gesang. p. 41.

Aufsehen; aber ihre Ehre ist von keiner Dauer. Sie ist eine Rackete, die schnell in die Höhe steigt, eben so schnell zerplatzt und denn auf die Erde fällt. Mit diesem plötzlichen Aufschwellen der Ehre ist gemeiniglich, wie bey den Strömen, die auf einmal zu stark anwachsen, ein schneller und großer Abfall verbunden. Es ist ganz natürlich, daß ein Mensch, der auf einmal alle seine Kräfte angestrengt, der uns alle seine Talente sichtbar gemacht hat, nachher in eine Art der Mattigkeit und des Schlafs versinken muß. Umsonst erwartet die Welt mehrere Proben seiner Stärke. Er ist in einem einzigen Auftritte alles das gewesen, was er in fünf, sechs, ja noch mehreren hätte seyn können. Und wie bald vergißt der Zuschauer der handelnden Person, die sich ihm nur einmal gezeigt hat! Er erwartet begierig mehrere Rollen von ihr, aber sie erscheint nicht. Und nun macht er den, ihrer Ehre so nachtheiligen

ligen Schluß: daß sie nur einmal sich zeigen dürfe, um zu gefallen. Epictet hat diese Fehler glücklich zu vermeiden gewußt. Er wußte, daß die Ehre nach dem Tode diejenige ist, für die ein Weltweiser am meisten besorgt seyn muß. Er erlaubte sich keinen Stillestand. Er wußte zu wohl, daß die Welt durch ihren Beyfall die Verdienste und Vorzüge großer Männer zu belohnen glaubt, und daß sie durch neue gereizt werden muß, wenn sie der alten nicht vergessen soll. Er schwam nicht wider den Strom. Er suchte sich nicht durch eine Art des Widerspruchs gegen den Geschmack seiner Zeit hervor zu thun, bey dem man allemal sehr viel wagt, und bey dem man sich den Weg zum Tempel der Ehre allezeit schwerer macht. Er stiftete keine neue Sekte; aber er wurde die Ehre derjenigen, zu der er sich bekannte. Er brachte ihr dadurch ein neues Ansehn und einen neuen Glanz zuwege,

daß

daß er ihr Anhänger war. Er stieg stufsenweise zum Tempel der Ehre hinauf. Er übereilte sich nicht. Er war ein kluger und vernünftiger Wirth, der allezeit Vorrath hat, und der sich nie ganz entblößt. In seinem hohen Alter hatte er noch eine Seite übrig, von der er sich der Welt mit der Hoffnung ihres Beyfalls zeigen konnte. Er war ein Kämpfer, der in einem Weltlauf das Ziel erreicht, und noch Kräfte übrig behält, es noch einmal zu erreichen.

Epictet lebt noch in seinen Schriften. Und er mag sie selbst verfertigt, oder es mag sein Schüler Arrianus seine Gedanken gesammlet und uns hinterlassen haben, so bleibt seine Ehre allemal gerettet. Ein Schüler, wie Arrianus verursacht seinem Lehrer eben die Lobsprüche, die die beste, die artigste Schrift ihm verursachen kann. Er ist ein redendes, ein lebendiges Denkmaal von der Größe seines Lehrers. Ja ich glaube, daß ein Weltweiser, der in

großen

großen und angesehnen Männern, die sein Fleiß und seine Geschicklichkeit gebildet, lebet, weit sichrer seines Nachruhms ist, als ein andrer, dessen ganze Ehre nur auf Papier beruht. Es ist dies der Arrianus, den Suidas den jungen Xenophon nennt, und von dem er uns erzählet, daß er um seiner Verdienste willen zur Bürgermeisterwürde erhoben, und unter Adriano zum Statthalter in Kappadocien erklärt worden. Er war ein Philosoph. Er schrieb die Geschichte Alexanders des Großen, und erwarb sich durch seine Beschreibungen des Pontus Euxinus, des indischen Meeres und noch andrer Länder eine Stelle unter den Erdbeschreibern*. Er wäre auch ein Rechtsgelehrter gewesen, wenn es Grund hätte, wie es aber nicht hat, daß er derjenige wäre, dessen Meynungen vom Ulpianus und Paulus in den Digesten angeführt worden**. Doch der

größte

* Lucian. in Pseudon. ** Voss. l. 2. hist. Graec.

größte Lobspruch, den er verdient, ist, daß er uns die Moral seines Lehrers aufbehalten hat. Er hat das in dem Buche gethan, welches unter dem Namen eines Enchiridii des Epictets einem jeden bekandt ist, und welches so wenig dem Namen des eigentlichen Urhebers, als des Herausgebers zum Schimpfe gereicht.

„Es hängt nicht von mir ab, reich zu „seyn; aber es steht in meiner Gewalt glück„lich zu seyn. Der Reichthum ist nicht „allemal ein Guth, zum wenigsten kein „Guth von langer Dauer: aber das Glück, „das aus der Weisheit kommt, hört nicht „auf. Die Sonne wartet nicht, bis man „sie bittet, uns mit ihrem Lichte und mit „ihrer Wärme zu erquicken. Nach ihrem „Beyspiele vollbringe alles das Gute, „was du thun kannst, ohne zu warten, bis „man dich darum ersucht. Stelle dir „täglich Tod und Verbannung und alles, „was man Unglück und Widerwärtigkeit

„nennt,

„nennt, vor. Insonderheit aber verliere „den Tod nicht aus den Augen; so wirst „du keine Niederträchtigkeit begehen, und „deine Begierde nach einer Sache wird „nie sich aus ihren Schranken verlieren„*.

Wer erkennt nicht an diesen Gedanken einen Weisen, der die Bewunderung des Alterthums gewesen, und der in jedem Jahrhundert seine Verehrer gefunden? Der Name Epictet war so berühmt, daß er im Stande war, einem Werke ein Ansehen zu verschaffen, welches denselben auf seiner Stirne führte. Dies ist die Ursach, daß wir einige untergeschobene Schriften von diesem Weisen haben**. Wie viel Arbeit gehört dazu, wenn ein Gelehrter sich so ehrwürdig machen will, daß er diejenigen, die den steilen Weg zur Unsterblichkeit hinauf steigen wollen, gleichsam auf

* Enchiridion, cap. XXVIII.

** Fabricii Biblioth. graec. l. IIII. cap. 7. p. 265.

auf seine Flügel nehmen und mit sich in die Höhe heben kann. Gewiß, so böse oft mancher Gelehrter thut, wenn sein Name von einem andren ist gemißbraucht worden, um dadurch seinen Erfindungen in der Welt fortzuhelfen, und ihnen einen Anhang zu verschaffen, so herzlich muß es ihm doch im Grunde seiner Seele freuen, daß er es der Welt sagen kann: Man habe sich seines Namens bedienet, um einer Schrift, die sonst vieleicht keinen Beyfall würde gefunden haben, ein Ansehn zu verschaffen, und so viel kann er sich darauf zu gute thun, daß unter seines Namens Ehre, wie unter dem Schatten einer grünenden Linde der Wandrer, alle, die nach dem Tempel der Weisheit wahlfarthen, und vor den Anfällen der Tadelsucht und des Neides der Menschen nicht sicher sind, ihre Zuflucht und ihre Sicherheit finden können. Es ist wahr, diese Ehre ist bisweilen mit einer Art des Verdrusses

drusses verbunden. Bisweilen ist der Name großer Männer in der That gemisbraucht worden. Man hat ihn oft Ausarbeitungen vorgesetzt, die ihnen wirklich würden zum Schimpf gereicht haben. Aber durch ein Spiel des Glücks hat es sich auch oft gefügt, daß man ihren Namen auch solchen Geburten gegeben, deren sie sich nicht zu schämen Ursach haben, und die ihre eigne Kinder an Schönheit und Artigkeit übertroffen.

Epictet hat nicht Ursach, über den Arrianus böse zu seyn, daß er seinen Namen einem Kinde gegeben, an welchem er keinen weitern Antheil hat, als daß er ihm höchstens die Kleidung gegeben. Wenn ich noch sage, daß Boileau * und daß Bellegarde sich mit Uebersetzungen und Erläuterungen dieser moralischen Betrachtungen

* Aegidius Boileau, ein Bruder des großen Dichters.

gen des Epictets abgegeben haben, so habe ich alles gesagt, was ich zu ihrem Lobe noch hinzu fügen könnte.

Nunmehr ist es Zeit, daß ich meinen ehrlichen alten Philosophen sterben lasse. Wie rührend wird diese Scene nicht seyn, diese Scene, welche dem Geiste eines großen und tugendhaften Mannes alle Gelegenheit giebet, sich in seiner ganzen Größe zu zeigen. Wie rührend ist das Ende eines Sokrates! Er hört sein Todesurtheil. Er hört es; aber mit der Standhaftigkeit und Ruhe eines Geistes, der im Gefühl seiner Bestimmung, leichte über Beleidigungen siegt, gegen die nur der schlechtere Theil von ihm einige Empfindlichkeit besitzt. Ich werde, sagt er zu seinen Richtern, auf euren Befehl dem Tode übergeben werden. Die Natur hatte mich dazu, schon gleich von dem ersten Augenblicke meiner Geburt an verurtheilt: aber meine Ankläger werden dem Schimpfe und den

den Strafen der Ungerechtigkeit auf Befehl der Wahrheit und Unschuld überantwortet werden. Wie gesetzt, wie großmüthig, wie vernünftig ist die Antwort, die er einem seiner Schüler und Freunde, dem Apollodorus ertheilet, der ihm seine Betrübniß deswegen, daß er unschuldig sterben sollte, bezeugte! Wolltest du wol wünschen, sagt er zu ihm mit einer lächelnden Miene, daß ich als ein Verbrecher stürbe? Wie ehrwürdig erscheint er nicht selbst im Gefängnisse? Kriton kommt, und meldet ihm, daß es bloß an ihm läge, sich von seinen Banden frey zu sehen. Der Kerkermeister sey gewonnen, und er werde die Thüre offen finden. Was thut der Philosoph? Er untersucht, ob er ohne Genehmhaltung der Athenienser auf diese Art seine Freyheit suchen dürfe? Er sieht, daß er wider die Gesetze handeln, und eine Ungerechtigkeit begehen würde, und diese Betrachtung war schon für einen Sokrates

 genug,

genung, eine Freyheit auszuschlagen, die er für einen so hohen Preis, als der Verlust der Ehre ist, erkaufen sollte. Er bedankte sich bey dem Kriton für seine Liebe, und blieb im Gefängniß. Je näher der fatale Augenblick seines Todes kommt, je größer wird der Philosoph. Mit was für starken und mächtigen Gedanken ist nicht seine Seele erfüllt! In der Stunde, wo die meisten Menschen kaum so viel Gegenwart des Geistes mehr besitzen, Sachen von kleiner Erheblichkeit und Wichtigkeit zu denken, in der Stunde, wo die meisten Menschen ihre Rolle mit Verwirrung und Unordnung spielen, wo sie sie selten zu Ende bringen; da denkt der Philosoph Gedanken, die die ganze Seele erfordern, die sie ganz ausfüllen, da spielt er seine Rolle mit der größten Ordnung, ohne sich zu verwirren, er bringt sie zu Ende, und erwirbt sich den Beyfall seiner Zuschauer. Sokrates denkt sich an dem letzten Tage

seines

seines Lebens die Unsterblichkeit der Seele. Er bespricht sich von dieser Materie mit seinen Freunden auf eine Art, die hinlänglich beweiset, daß der Anblick des Todes seine Seele nicht erschüttert, nicht aus ihrer Lage gebracht. Er ist voll von Empfindungen der Religion. Er bittet die Götter seinen Abtritt, von der Schaubühne dieses Lebens, und seine letzte Reise zu segnen. Und nun trinkt er mit der größten Gelassenheit und Ruhe seines Geistes den Giftbecher aus!

Ich glaube, daß wenn uns die näheren Umstände von dem Tode des Epictets wären aufbehalten worden, wir an ihm eben sowol den Philosophen bewundern würden, als wir ihn an dem Sokrates, dem Anaxagoras, dem Seneka und dem Plato bewundern. Wie getrost, wie ruhig wird der den Tod erwartet haben, der durch eine öftere und ernsthafte Betrachtung dieser letzten und unvermeidlichen

Veränderung unsres Lebens sich in den Stand setzte, so zu leben, daß sie ihm nicht fürchterlich seyn konnte, weil sie ihn nicht unvermuthet überfiel, sie mochte ihn überfallen, wenn sie wollte? Wie wenig fürchterlich hat das Grab dem seyn können, der bey seinem Leben oft die Gräber besucht, und in diesen stillen Feldern des Todes seinem Geiste die edle Schwermuth angewöhnet, die ihn, mitten unter den Ergätzlichkeiten dieser Erden seiner Bestimmung erinnert, und jenseit des Grabes erst eine Zufriedenheit und eine Ruhe hoffen läßt, die er hier auch in dem Glücke eines Krösus vergeblich sucht. Wie hat den das Ende seines Lebens erschrecken können, dem das Glück so wenig Mittel in Händen gelassen, sich die Mühseligkeiten desselben zu erleichtern, und die Annehmlichkeiten desselben zu schmecken? Ich sehe ihn, den ehrwürdigen Greis! Mit einer lächelnden Miene sieht er auf dies Leben

zurück,

zurück, so wie ein Wandrer, der seinen Weg vollendet, froh die langen Meilen zurück sieht, die er alle hinter sich gelassen, und bey der Erinnerung der Gefahren, die er alle überstanden, doppelt stark die Ruhe empfindet, die er nun genießen will. So sieht Epictet in die lange Ferne verfloßner Jahre zurück, und denn sieht er mit Sehnsucht nach Ruhe sein Grab, und entschlummert. So sanft entschliefen die beyden Brüder Kleobis und Biton, als Juno in ihrem Tempel, ihre kindliche Liebe zu belohnen *, sie eines sanften und ruhigen Todes sterben ließ. Wie froh wird sein Eintritt in die elysäischen Felder gewesen seyn! Doch er mag es uns selbst sagen, was ihm begegnet, und was er gedacht, da er zuerst in diese stillen Gegenden der Ruhe und des Vergnügens eintrat. Hier ist sein Gespräch mit dem Heraklit. Wie sehr gönnte ich diesem berühmten Todten die

* Valerius Maximus, B. 5. cap. 4.

Ehre, daß uns seine Unterredungen in den elysäischen Feldern ein Lucian oder ein Fontenelle niedergeschrieben hätte!

Epictet. Es ist ganz gewiß Demokrit, den ich hier unter diesem schattigten Baume sehe? Nicht wahr, du bist der Philosoph, der seinen Brüdern die Güter seines Vaters überließ, und aus Liebe zur Weisheit, gegen sein Vaterland, gegen sein Vermögen, kurz, gegen alles gleichgültig wurde? Du bist der Schüler des Leucippus = =

Heraklit. Woran erkennst du mich denn? Ich sollte denken, der Schüler des Leucippus wäre dir zu bekandt geworden, als daß du ihn mit mir verwechseln solltest. Sage mir, warum glaubst du, daß ich Demokrit sey?

Epictet. Ich will dirs nur ohne Weitläuftigkeit sagen, denn ich brenne vor Begierde, mich mit dir zu besprechen,

woran ich dich erkannt. Ich sahe dich mit der lächlenden Miene, die dich auf Erden so berühmt gemacht hat, ja mich dünkt, ich hörte dich lachen, als du mich kommen sahest.

Heraklit. Du glaubst also nicht, daß ich mich verändert habe, ob du mich gleich hier in einem besseren und glückseligeren Auffenthalte antriffst, als ich auf Erden gehabt habe! Ich muß dir sagen, du irrst dich. Ich bin Heraklit.

Epictet. Heraklit? der ernsthafte Heraklit, der immer tiefsinnig auf Erden die Thorheit der Menschen beweinte?

Heraklit. Ja, ja, eben der Heraklit. Wundre dich darüber nicht, Epictet! Dadurch habe ich mir eben das Recht zu lachen erworben. Du mußt wissen, daß sich hier mit unsrem Zustande auch unsere Denkungsart ändert. Kaum kam ich an diesen

Ort, wo die Wahrheit nicht mehr durch Dollmetscher mit uns spricht, als ich über die Thorheiten lachen mußte, die ich auf Erden, theils bey mir selbst, theils bey andern, als die ehrwürdigsten Dinge bewundert hatte. Dies ist die einzige Strafe, von welchen die Götter auch diejenigen nicht frey sprechen, denen sie den Zugang zu diesen heiligen Wohnungen der Zufriedenheit und der Ruhe verstatten.

Epictet. Du warst ja aber auf Erden ein großer Weltweiser. Was für Geheimnisse müssen nicht in deinem Buche von der Natur, das du in dem Tempel der Dianä niederlegtest, gestanden haben!

Heraklit. Schrieb ich denn für Götter, oder für Menschen? Ich glaube, so lange man auf Erden ist, kann man nur für die letzteren schreiben: ich hätte

hätte also mein Buch nicht der Göttinn, sondern den Menschen geben sollen. Aber ich muß dirs nur gestehn, es war für beyde nicht. Der Zuname des finstern, den mir dies Buch zuwege brachte, war alles, was ich für meine Mühe verlangen konnte.

Epictet. Ueber welche von deinen Thorheiten, wenn du wirklich welche begangen hast, hast du denn am meisten gelacht?

Heraklit. Ueber die, daß ich mich betrübt habe, ja daß ich habe weinen können, daß es Narren unter den Menschen giebt: welche Wahrheit ist wol lustiger, als diese? Hernach, daß ich lieber in der Einsamkeit, abgesondert von allen Menschen, mich mit Grillen beschäftigt, als meinem Vaterlande gedienet, und daß ich lieber Kräuter und Wurzeln gegessen,

anstatt daß ich hätte ein vergnügtes und mehr menschliches Leben führen können.

Epictet. Wenn du darüber gelacht hast, so werde ich ganz gewiß auch über mich lachen müssen.

Heraklit. Ganz gewiß, zumal wenn es wahr ist, was man uns von dir hier erzählet hat, daß du dir zur Ehre deiner Weltweisheit ein Bein entzwey brechen lassen.

Epictet. Erinnre mich nicht an mein Bein: ich fange schon an zu lachen, und ich wollte dich noch nach dem Demokrit fragen. Sage mir denn: wenn man sich hier auslacht, so hat Demokrit ja noch nicht aufgehört zu lachen. Du weißt, daß er auf Erden beständig lachte.

Heraklit. Du hast ganz recht. Demokrit hat herzlich gelacht, als er hier ankam, nur mit dem Unterschiede,

daß

daß er auf der Welt als ein Narr, und hier als ein Weiser lachte.

Epictet. Was sind wir also für Philosophen gewesen? Wir haben uns in der Welt einer Weisheit wegen Mühe gegeben, die wir hier belachen? Wie glücklich werden die Weltweisen der neuren Zeiten seyn! Sie werden nicht Ursach haben, über Thorheiten zu lachen, die sie leichter, wie, wir entdecken und leichter vermeiden werden!

Heraklit. Glaube das ja nicht, Epictet! Die Philosophen der neuesten Zeiten werden noch allezeit Menschen bleiben. Sie werden Thorheiten genug begehen, über die sie werden lachen müssen. Man muß zum wenigsten einmal gestorben seyn, wenn man ein vollkommner Philosoph seyn will!

Ich habe von meinem Weltweisen nunmehr nichts mehr übrig, als seine Lampe.

Nach-

Nachdem ich ihn in die elysäischen Felder begleitet habe. Das merkwürdigste bey derselben ist, daß sie ein besseres Glück gehabt, als ihr Herr bey seinem Leben genossen hat. Ein Verehrer des Epictets kaufte sie für dreytausend Drachmas, oder für vierhundert Thaler. Lucian, der hievon in einem besonderen Tractate handelt *, macht uns eben keinen ehrwürdigen Begriff von diesem Käufer. Er sagt, daß er sie vermuthlich in der Hoffnung gekauft, daß, wenn er des Nachts bey dieser Lampe läse, er die Weisheit Epictets im Schlaf erlangen, und diesem ehrwürdigen Greise gleich an Verstand und Einsicht werden würde. Welch ein artiges Vorbild unsrer neumodischen Gelehrten ist dieser Verehrer der epictetschen Lampe! Er glaubte bey dem Scheine derselben schon ein Epictet zu seyn, und diese glauben, daß die Seelen aller

* Προς απαιδευτον και πολλα βιβλια ωνȣμενον, T. II. p. 386.

aller der Gelehrten, deren Bücher sie, ohne sie zu verstehen, in ihrer Bibliothek haben, in sie fahren. Wie tiefsinnig thut mancher von ihnen nicht, bey einem Buche des Leibnitz, des Wolfs, von dem er kaum den Titel versteht, und wie theuer bezahlt er oft nicht die Schriften eines großen Mannes, dessen Verehrer er aus keiner andern Ursach ist, als um seine eigne Ehre zu befördern. Ich wünsche aus patriotischem Eifer für den Flor der Buchladen, daß diese Art von Gelehrten nicht aussterbe, sondern sich vermehre, wie der Sand am Meere! Wie gerne hätte ich dies Geld, das für diese Lampe gegeben worden, dem armen Epictet bey seinem Leben gegönnt! Aber es geht gemeiniglich so in der Welt. Man lernt ein Guth nicht eher schätzen, man sieht den Werth desselben nicht eher ein, als bis man es nicht mehr besitzt. Homer hatte bey seinem Leben nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte,

und nach seinem Tode bekam er Tempel. Anaxagoras wurde bey seinem Leben verfolgt, und nach seinem Tode errichtete man ihm Altäre. Sokrates hatte kaum mit seinem Blute die Wuth seiner Feinde gestillt, so zog man seine Ankläger vor Gericht. Melitus wurde zum Tode verurtheilt, und die übrigen verjagt. Was für ein Eigensinn der Menschen, oder des Glücks, hält den Weisen, die sie wider ihren Willen bewundern mußten, die Belohnungen vor, die ihren Verdiensten gehören, und ertheilt sie ihnen erst denn, wenn sie keinen Gebrauch davon machen können?

Die erste Ursach hievon ist wol die, die die Bescheidenheit und Großmuth wahrhaftig großer Männer selbst denen in den Weg legt, die ihre Verdienste belohnen wollen. Sie wissen es, daß die Belohnungen, die sie aus den Händen der Menschen erhalten, viel zu ungewisse Zeugen

ihrer Verdienste sind, als daß sie auf dieselben ihre Ehre erbauen sollten. Sie entziehen sich daher oft denen Lobsprüchen, mit welchen man sie überhäufen will. Sie suchen diesem güldnen Hamen, mit dem man sie fangen will, zu entgehen. Sie wissen es allzu gut, daß die Welt bey den Ehrenbezeugungen, die sie ihnen anbiethet, nicht die Absicht hat, daß sie dieselben annehmen sollen. Sie will nur ihre Bescheidenheit auf die Probe stellen; sie will sehen, ob sie wirklich ihre Bewundrung verdienen, und ob sie stark genug sind, eine Ehre auszuschlagen, bey der man oft keine andere Absicht hat, als ihrem Ruhm eine tödtliche Wunde beyzubringen. Der größte, der ehrwürdigste Mann wird sich in Gefahr setzen, seine Ehre zu verlieren, wenn er sich den Weihrauch, den man ihm streut, gar zu wohl gefallen läßt, und wenn man es ihm anmerken kann, daß er nichts lieber thut,

als die Huldigungen annehmen, die ihm die Bewunderung der Welt leistet. Die Welt verlangt auch bey den größten Verdiensten, daß die Ehre, die sie ihnen wiederfahren läßt, als eine Höflichkeit angesehen werde, welche die verdienstvollsten Männer allemal, mit vielen Umständen, und mit vielem Dank annehmen sollen. So bald ihre Bewunderung, ihr Beyfall, als eine Schuldigkeit angesehen wird, so bald man sie, ohne sich sonderlich zu widersetzen, annimt; so bald schreibt sie uns in die Zahl der Unverschämten ein, und belegt uns mit so vielem Schimpf, als sie vorher uns Lobsprüche ertheilet hatte. Diese Zärtlichkeit, diese Empfindlichkeit der Menschen bey ihren Lobsprüchen, die sie andern ertheilen, legen einem jeden, der seine Ehre lieb hat, das Gesetz auf: sie nicht allzu eifrig zu suchen, und nach denen Belohnungen nicht allzu geizig zu thun, welche sie ihm zuwerfen will. Dies

Gesetz

Gesetz ist ein Gesetz, das wohlgearteten, edlen und wahrhaftig großen Seelen sehr leicht zu beobachten wird, und das die allemal übertreten, die das Vergnügen bey Wahrheit und Tugend, entweder für gar keine, oder doch für eine sehr geringe Belohnung halten. Wie leicht war es einem Turenne, diese edle Bescheidenheit auch bey den größten Thaten, die vieleicht eine Ausname von dieser Tugend würden unmerklich gemacht, oder wenigstens entschuldigt haben, zu beobachten? Wer hat jemals, sagt Fleschier von ihm *, solche große Thaten gethan? Wer hat mit mehrerer Bescheidenheit davon geredet? Erhielt er einen Vortheil, so hörte man aus seinen Erzählungen nicht, daß er geschickt dabey gewesen; sondern, daß der Feind sich dabey versehen habe. Gab er Nachricht von einer Schlacht, so vergaß er nichts zu sagen, als daß er sie gewonnen hätte.

* Lob- und Trauerreden, P. I. p. 107.

Erzählete er etliche von seinen Thaten, dadurch er so berühmt geworden, so hätte man denken sollen, er wäre ein bloßer Zuschauer dabey gewesen; ja man zweifelte, ob er, oder das Gerücht hierinn einen Irrthum begangen? Kam er von seinen herrlichen Feldzügen zurücke, die seinen Namen unsterblich machen werden; so floh er den Zuruf des Volks. Er erröthete über seine Siege; er nahm die Lobsprüche nicht anders auf, als man es mit Vertheidigungsschriften zu machen pflegt, und erkühnte sich fast nicht dem Könige aufzuwarten, weil er aus Ehrerbietung die Lobeserhebungen erdulden mußte, womit seine Majestät ihn ohne Unterlaß beehrte. Sehet da die Art und Weise, wie die Welt von uns ihre Lobsprüche will angenommen wissen, und zugleich die Ursach: warum man sie ihr oft, ohne sich derselben zu Nutze zu machen, wiedergeben muß!

Die andre Ursach, daß den Verdiensten großer Männer selten bey ihrem Leben Gerechtigkeit wiederfährt, ist der Neid. So grausam, so unmenschlich dies Laster ist, so wenig es der Tugend und der Unschuld verschonen kann, die sich ihm in der Person lebender Menschen zeigt, so furchtsam ist es doch bey dem Grabe verdienstvoller Männer*, welches die Wahrheit heiligt, und über welches sie ihre Schrecken verbreitet, um es vor allen Entweihungen der Boßheit und Lästerungen in Sicherheit zu stellen. Vieleicht weil es alsdenn nichts mehr zu befürchten glaubt, wenn diejenigen, über deren Verdienst es seinen Gift ausgoß, der Arm des Todes den Augen der Menschen entführt. Oder, weil es bey der Gruft des verfolgten und gedrückten Verdienstes, beschämt das Unrecht fühlt, mit welchem es von ihm ist gedrängt

* Pascitur in viuis liuor, post fata quiescit *Ouid.*

und beunruhigt worden. Oder weil mit dem Grabe großer Männer die Zeit zu Ende läuft, welche die Weisheit nach heiligen und unverbesserlichen Gesetzen dem Neide und der Boßheit erlaubt, ihre Wuth und ihren Grimm an den Verdiensten tugendhafter Männer auszuüben, um ihre Größe durch die härtesten Proben bewährt zu machen, und über alle Einwendungen und Zweifel zu erheben. Das Leben ist bisweilen für den Neid allein schon hinlänglich, ihn rege zu machen. Was wird ein Leben thun, das, reich an großen und denkwürdigen Thaten, uns die Ehrfurcht und Liebe der Freunde von Wahrheit und Tugend erwirbt?

Die dritte Ursach, daß gemeiniglich nach dem Tode erst die Belohnung für wichtige und große Dienste erfolgt, ist eine Vorsichtigkeit, die man der Welt nicht übel nehmen kann. Sie hat bey ihren Lobsprüchen, die sie ertheilet, eben sowol auf

ihre Ehre zu sehen, als diejenigen, die sie zu erwerben suchen. So wie es ihr zum Ruhme gereicht, wahre Verdienste würdig belohnt zu haben, so gereicht es ihr zur Schande, wenn sie sich bey ihrem Lobe übereilt, wenn sie es zu früh austheilt, oder wol gar gegen diejenigen damit verschwenderisch ist, die es gar nicht verdienen. Die größten Männer sind Menschen. Sie sind den Veränderungen unterworfen. Es fehlt nicht an Exempeln, daß diejenigen, welche bey ihrem ersten Auftritte die beste Hoffnung von sich gegeben, dieselbe in dem zweyten schon ganz und gar zu nichte gemacht. Und eben so giebt es Exempel: daß diejenigen, die bey dem Anfange ihrer Rolle, die sie spielen, wenig Aufmerksamkeit erwecken, und durch keine glückliche Vorurtheile die Zuschauer für sich einnehmen, gegen das Ende derselben auf einmal sich heben, von einer ganz anderen Seite sich zeigen, und mit dem un=

unerwartesten Beyfall die Bühne verlassen. Kann man es also wol der Welt verdenken, wenn sie mit ihrem Urtheile über uns so lange an sich hält, bis wir unsre Rolle zu Ende gebracht? Mit unsrem Tode fällt der Vorhang zu. Wir stehen alsdenn nicht mehr auf dem Schauplatze, und sie hat eine vollkommene Freyheit von uns zu denken, was sie will. Sie hat uns mit ihren Augen durch alle Scenen durch begleitet. Sie weis, wo wir gefehlet, wo wir Ehre eingelegt. Sie weis die Entwicklung des Knotens in unsrer Fabel, und sie kann nunmehr beurtheilen, ob die Handlungen, die wir vorgenommen, nöthig gewesen, oder nicht.

Ich bemerke bey der Lampe des Epictets, daß sie ein Mensch kauft, der nichts weniger, als von den Vorzügen dieses Weltweisen zu urtheilen, im Stande war. Wie oft werden nicht die Verdienste der Menschen ihnen durch Leute

be-

belohnt, die bloß als Maschienen anzusehen sind, aus deren Händen ihnen, wider ihren Willen, die Vortheile zufallen müssen, die ihnen eine höhre Macht zugedacht hat? Diejenigen, welche von Vorzügen richtig zu urtheilen wissen, sind nicht allemal im Stande, sie zu belohnen. Es scheint, als ob die Ehre, Tugend zu kennen und glücklich zu machen, zu groß für Menschen wäre. Der Himmel ertheilet sie nur wenigen. Das Vergnügen, Unschuld, Wahrheit und Verdienst schätzen zu können, ihren innren Werth zu verstehen, ist gemeiniglich von dem Vergnügen, ihnen ein anständiges Glück auf Erden zu verschaffen, getrennet. Es ist wahr, es ist eine doppelte Ehre für den Horaz, wenn ein August, dem seine Leyer gefällt, auch für sein Glück sorgt, und ihm die Muße verschafft, die seinem dichtrischen Geist die Freyheit giebt, sich ganz seiner Natur zu überlassen. Allein es ist keine Schande für den Aesop,

auch nicht für den Solon, wenn sie ihr Glück an dem Hofe eines Krösus suchen, der weiter keine Verdienste hat, als daß er im Stande ist, ihnen wohl zu thun. Es ist wahr, es ist eine doppelte Ehre für uns, wenn diejenigen, die unsren Ruhm ausbreiten, auch im Stande sind, von den Eigenschaften zu urtheilen, um derer willen sie ihn uns beylegen. Allein es kann uns nicht schimpflich seyn, wenn auch die unsrer Ehre Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die bloß dem Urtheile anderer nachsprechen, und selbst nicht zu unterscheiden im Stande sind. Sie dienen wenigstens durch eine mündliche Tradition, das Andenken unsres Namens bis auf die Nachwelt fortzupflanzen, und geben denen, die denken können, Gelegenheit, sich nach uns zu erkundigen und unsren Ruhm entweder zu Grunde zu richten, wenn wir ihn nicht verdient haben, oder auf sichren Gründen zu erbauen, wenn sie uns desselben für

würdig erklären. Der Käufer der epictetschen Lampe mag so einfältig gewesen seyn, als er will, so brachte er durch seinen seltsamen Kauf der Welt das Andenken dieses Weltweisen wieder ins Gedächtniß. Er gab Gelegenheit, daß man sich wenigstens eine Zeitlang mit der Ehre und dem Ruhme desselben beschäfftigte. Von der ganzen Verlassenschaft des Epictets, glaube ich, wird die Lampe gerade dasjenige Stück seyn, der man das schlechteste Glück auf der Welt prophezeyt. Aber man irrt sich. Sie wird mit vierhundert Thalern bezahlt. So macht bisweilen die größte Kleinigkeit in der Welt das größte Aufsehn, und so werden oft die unansehnlichsten Verlassenschaften großer Männer mit dem größten Beyfalle beehrt. Wie beschwerlich macht man sich oft den Weg zum Tempel der Ehre? Wie viel vergebliche Umschweife nimt man nicht oft? Man schreibt oft ganze Folianten, und am Ende ists eine

Gram-

Grammatik, die unsren Namen noch im Andenken erhält, wenn jene ungesucht vermodern müssen. Wie seltsam ist der Geschmack der Menschen! Ist es Boßheit oder ist es Eigennutz, daß sie sich unsrer immer am liebsten an Kleinigkeiten erinneren wollen? Ich weis gewiß, daß Epictet sich sehr wundern, und daß er es nicht ohne Aerger hören würde, wenn man ihm sagte: daß seine Lampe mit etlichen hundert Thalern bezahlt worden, und daß man seine ganze Moral für etliche Groschen bey uns verkauft. Diese Neigung zu den Kleinigkeiten großer Männer rührt ganz gewiß aus einer Boßheit her. Man gönnt ihnen ihre Ehre nicht, und man sucht sie in ihrem Grabe noch zu demüthigen, indem man Dinge zu Zeichen ihrer Existenz macht, die so wenig Aehnlichkeit mit ihrer Größe haben. Ich glaube nicht, daß der Mensch es ehrlich meynt, der aus der ganzen Verlassenschaft eines großen Mannes nichts

als

als sein Tintenfaß oder sein Federmesser an sich kauft, um sich seiner dabey zu erinnren. Der Käufer der epictetschen Lampe mag also wol gar ein Spötter gewesen seyn, oder er hat aus Eigennutz gehandelt. Er hat vieleicht zu den Liebhabern alter Reliquien gehört, die ihre Zimmern mit den Knochen und Kleidungen und Urnen und Büchern berühmter Todten anfüllen, und die allemal die Reliquie am theuresten bezahlen, die die älteste Miene macht, und den kleinsten Raum einnimt. Es ist oft eine bloße Zufälligkeit, welche den Werken großer Meister den Preis vor allen andren zuspricht. Ihre Kunststücke, die sie uns hinterlassen, stehen nicht allezeit in ihrer gehörigen Lage, in dem rechten Gesichtspunkte, aus welchem ihre Schönheiten in die Augen fallen und sichtbar werden. Ein Zufall hebt sie von der Erde auf, und stellt sie an ihren rechten Ort. Und nun sind sie die Bewunderung aller

Zuschauer. Es geht ihnen oft, wie es den Gemälden geht, die die Hand des Künstlers mit starken und scharf ausgedrückten Zügen versehen hat, um sich in der Ferne auszunehmen. Man betrachtet sie in der Nähe: sie gefallen uns nicht. Alles ist rauh, jeder Zug scheint für sich zu seyn, und vermengt sich nicht mit dem andern! Aber welche Feinigkeit, welcher glücklicher Geschmack leuchtet aus jenem Kunststücke hervor, das hier ungeachtet und bestaubt auf der Erden liegt! Je mehr ich es betrachte, je schärfer ich es ansehe, je mehr bewundre ich die Hand, die es verfertigt hat! O wie weit übertrifft es jene rauhe und harte Stücke, die, je näher man sie dem Auge bringt, desto häßlicher werden? Aber man bringe diese in der Nähe so unansehnliche Gemälde an ihren rechten Ort; so werden sie uns gefallen. Phidias, dieser berühmte griechische Bildhauer, dessen Arbeit* unter

* Jupiters Bild zu Olympia. Valer. Max. III. 7.

unter die sieben Wunderwerke der Welt gerechnet wird, sollte eine Bildsäule der Minerva verfertigen. Eben das sollte auch ein andrer Bildhauer thun, damit man die Wahl hätte, und das beste, für die Ehre auf den Tempel der Minerva gestellt zu werden, aussuchen könnte. Diese beyden Künstler arbeiteten, ein jeder für seine Ehre. Kaum hatten sie ihre Bildsäulen fertig gemacht, so stellte man sie den Augen des Volks aus. Die Minerva des Nebenbuhlers des Phidias erschien in der Nähe betrachtet bewundernswürdig, und trug aller Stimmen davon. Die Minerva des Phidias aber wurde für grob und unansehnlich gehalten. Er wurde ein Spott mit seiner Arbeit. Was thut der Künstler, dem seine Kunst und seine Einsicht in die Wissenschaften, die dem Bildhauer und Maler zu Führerinnen dienen müssen, den Sieg versprach? Was thut er? Er verlangt, daß man diese Statüen an den Ort bringen solle, wo sie hingehörten. Man stellt sie oben auf den Tempel, dessen

Zierde

Zierde sie ausmachen sollten. Und o wi
verändert sich nun das Urtheil der Zu
schauer! Da steht die Minerva des Ph
dias. Sie sieht mit der Miene der Gö
tinn der Weisheit herab, Hoheit und Ern
stralt aus ihren Augen hervor. Jede
mann bewundert sie, und erkennt an i
den Geist und die Kunst eines Phidia
Sein Nebenbuhler ist beschämt, voll
Verwirrung entzieht er sich den Augen d
Volks, seine Verwegenheit zu bereuen, m
einem Meister, wie Phidias war, um d
Preis gestritten zu haben. So viel kömm
darauf an, aus welchem Gesichtspunkte d
Werke der Menschen betrachtet werde
Die meisten Arbeiten großer Männ
haben gemeiniglich Richter, die, wie d
Pöbel zu Athen, nach dem ersten A
blicke urtheilen, die nicht stark genug sin
sie von allen Seiten zu übersehen. Bill
aber muß doch die Hand, die die Wagscha
ergreift, stärker seyn, als die Last,
die sie abwägen soll!

Sucro, Johann J.

Über den Epictet und seine Lampe

Brandenburg 1759

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.410/412
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11109274-0
VD18 10383255-004